



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

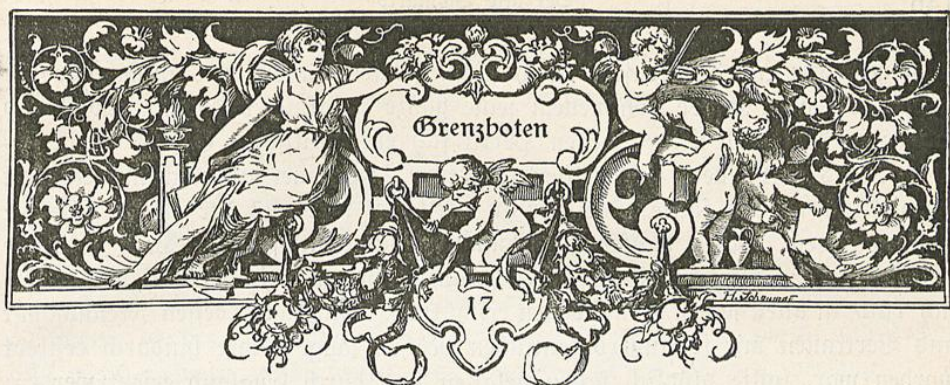
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Deutschen im Auslande: Der alte Bismarck

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der alte Bismarck

Von einem Deutschen im Auslande



us Friedrichsruh ist auf dem glaubwürdigsten Wege eine bisher unbekannt gebliebene Äußerung des Fürsten Bismarck ins Ausland gelangt. Sie stammt aus der Zeit, wo der Kanzler, wie er an seinen italienischen Freund, den Ministerpräsidenten Crispien telegraphirte, sich als ein einsamer Einsiedler in die stillen norddeutschen Wälder zurückgezogen hatte, während der junge Kaiser mit seines Kanzlers zukunftsreichem Sohne die glanzvolle Friedensfahrt durch das halbe Europa unternahm. Damals in dem lautlosen Frieden einer ernstesten Landeinsamkeit mochten in des Fürsten Brust, während er die Sterne einer jüngern Welt aufgehen sah, längstverstummte Erinnerungen an die bewegten Tage seines eigenen Lebens wieder wach geworden sein. Damals auch war es ihm erst vergönnt, in voller Ruhe des Gemüthes den Empfindungen, die ihn beim Tode Kaiser Wilhelms bestürmt hatten, pietätvoll nachzuhängen, sie zu beschwichtigen und in sich zu ordnen. Denn noch stand des kaiserlichen Freundes Sarg über der Erde, als der Kanzler sich von neuem in einen verwirrenden Kreis wichtiger und schwerer Entschlüssen gedrängt sah. „Wir sind schwere Tage beschieden gewesen,“ äußerte er sich da in einer stillen Abendstunde, „ich hatte oft hartnäckiger zu kämpfen und größere Schwierigkeiten zu überwinden, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, um durchzusetzen, was ich für gut hielt; nur das wenigste von dem, was wir erreicht haben, ist sozusagen glatt durchgegangen. Aber das schwerste Stück blieb mir bis in mein hohes Alter aufgespart, die Tage unter dem letzten Kaiser waren doch die schwersten von allen.“

Aber wie kraftvoll hat er die Fügungen dieser ernstesten Tage überstanden! Noch zitterte der erste Schmerz des Abschiedes von dem toten kaiserlichen Herrn

Grenzboten II 1889

19

in seinem Herzen, als er sich durch Schnee und Wintersturm aufmachte, um einem sterbenden Kaiser von neuem seine ganze Kraft zu widmen. Doch bald sah er in der Seele seines neuen Herrn sich ein politisches Gebilde entgegenstehen, das mit einem fieberhaften Übereifer, mit einer unberechenbaren Hast verwirklicht werden sollte, die nur zu verstehen war aus der kurzen Spanne Zeit, die dem siechen Kaiser zum Handeln vergönnt schien. Das politische und soziale Fundament seiner fünfundzwanzigjährigen Ministerthätigkeit erwies sich bald in allen seinen Grundvesten erschüttert. Rußland, dessen Freundschaft und Vertrauen mit so außerordentlichen Mühen lange Jahre hindurch erstrebt worden war, sollte plötzlich fallen gelassen und durch England ersetzt werden; Frankreich, mit dem ein offener und fröhlicher Diplomatenkrieg geführt worden war, kehrte in der Hoffnung auf die Rückgabe Lothringens gegen Deutschland schmeichlerische Kaiser sympathien heraus, die um so gefährlicher waren, als nach dem Zusammenbruch der sentimentalen Täuschungen Frankreich sich wutschnaubend an die empörte Russenbrust zu werfen drohte; in Dänemark sprach man von der baldigen Zurückgabe Nordschleswigs, und in Gmunden sah man hoffnungsvoll ein neues diademgeschmücktes Welsentum im Herzen Deutschlands wiedererstehen. Wenn das alles auch meist nur sanguinische Erwartungen waren, der deutschen Politik machte jedenfalls die Bekämpfung dieser Stimmungen und Täuschungen viel zu schaffen. Aber nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, auch die innern politischen Gewohnheiten sollten mit einem plötzlichen Ruck geändert werden. Durch die sperrweit geöffneten Thore des Parlaments drängte die politisch undisziplinierte Masse des bürgerlichen Volkes, nicht geschult in den arbeitsvollen Ueberlieferungen des preussischen Beamtentums, in hellen Haufen an die Stufen des Thrones und dicht an die Schwellen verantwortungsvoller Staatsämter. Ja selbst in den Privatgemächern des königlichen Schlosses begegnete man plötzlich einer andern Gesellschaft; dort wo sonst die Voss, die Schwerin, die Radziwill, die Lehndorff, die Dönhoff ihrer Frauenämter im Geist erbangesessener Landesfamilien walteten, schalteten nun „die Schradern und die Helmholzen,“ und nicht weit von der Thür warteten zudringliche Kommerzienratsfrauen, bis man auch ihnen auf ihre Mitgliedskarte irgend eines Vereins den Eintritt zu den kaiserlichen Zirkeln gewähren würde. Ja selbst in der Armee zeigte sich bei den lauten Abrüstungsrufen und den antimilitärischen Bürgersympathien eine leise Lockerungsbewegung, die mir ein höherer Stabsoffizier, der kürzlich einen längeren Urlaub im Auslande verbrachte, mit wenigen Worten treffend charakterisirte, indem er sagte: „Als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, ging es durch die ganze Armee wie das Kommando: Rührt euch! und erst als der junge Kaiser das Szepter ergriff, erklang der Ruf: Stillgestanden! und die Armee stand wieder stramm und still, wie unter des toten Soldatenkaisers Herrschaft.“

Aber wenn auch die Welt zu wanken schien, der Kanzler wankte nicht.

Unverbrüchlich hielt er fest an dem deutschen Gedanken, wie er sich in seiner großen Seele einmal gestaltet und durch die langen Jahre seines Wirkens sich bis zur Unererschütterlichkeit gefestigt hatte. Aber es kostete ihn doch unsägliche Mühe, in Treue auszuharren. Nie hat er mehr gearbeitet, als in diesen Tagen. Er redete unter dem Aufhören der ganzen Welt im Parlament, er entwarf eigenhändig Aktenstücke und Denkschriften von riesenhaftem Umfang und von einer Bedeutung, bei der fast jedes Wort für die nächsten Geschehnisse Deutschlands und Europas maßgebend war; er schrieb zahlreiche offizielle Rundgebungen, die der Thronwechsel erforderlich machte und die in Form und Inhalt alle einen gewaltigen Aufwand von staatsrechtlichem Wissen verlangten; er konferierte stundenlang mit dem neuen Kaiserpaar über die verwickelten Fragen des Kronisiskus; der diplomatische Dienst nach Petersburg und London erforderte unmensliche Anstrengungen. Aber nirgends versagte unter dem Druck dieser außergewöhnlichen Arbeiten der Dienst der gewohnheitsmäßig von ihm geleiteten Staatsmaschinen. Und inmitten dieses berghoch getürmten Wustes von Geschäften sah er sich mehr als einmal plötzlich durch jähe Maßregeln aufgeschreckt, die, ohne sein Vorwissen unternommen, die Zirkel seiner mühseligen Arbeit zu zerstören drohten. Und während er so unter den peinlichsten Verhältnissen gegen den drohenden Zusammensturz seines politischen Gebäudes kämpfte und, selbst weichen Herzens, zarte Liebesregungen niederkämpfen mußte, fühlte er wie dicht hinter ihm die losgelassene Meute seiner innerpolitischen Feinde ihn meuchlings zu vernichten drohte!

Wie viele wären an seiner Stelle unter dieser aufreibenden und aufregenden Arbeit zusammengebrochen! Wie viele andre hätten sich bequem gefügt und wären mit sanft gebeugtem Rücken unter das caudinische Joch der „veränderten Verhältnisse“ geschlüpft! Der Kanzler aber hat sich auch hier wieder als ein Mann von Eisen erwiesen. Klar und bestimmt, wie Stücke aus einem Guß, sind auch in dieser schweren Zeit alle seine Arbeiten und Handlungen aus der Werkstatt seines Geistes emporgestiegen. Und diese Schaffenskraft in ihm hielt Stand bis zum letzten Augenblick und darüber hinaus. Auf den letzten verzweifelten und tückischen Angriff des abziehenden Feindes, auf die Veröffentlichung des Tagebuches, erwiderte er mit einer so gewaltig geschleuderten Waffe, daß wir alle im Auslande über dies hünenhafte Kraftstück erstaunten. Denn mag man auch über den Zweck und den Erfolg des Immediatberichtes denken, wie man will, eins ist unbestreitbar, daß die Art, wie er geplant, und allein schon der kernige Stil, in dem er geschrieben war, als ein lautredendes Zeugnis eher gesteigerter, als geminderter Geisteskräfte angesehen werden muß. In einer Zeit, wo die schlechtgeschriebenen Zeitungen mit ihren stereotypen Preßphrasen unsre deutsche Sprache bis zur Zeugungsunfähigkeit entkräftet und entnervt haben, ist es ein doppelter Genuß, das mannhafte und eigen gewachsene Deutsch des Berichtes aufmerksam zu lesen.

Jeder Satz wirkt wie ein wuchtiger Schlag mit einem armstarken, mit Blei und Eisen schwer beschlagenen Eichenstock. Und ist von seinen Hieben der Intrigantenhause, zu dem sich gewisse Männer von höchst zweifelhafter Befähigung um Friedrichs Thron zusammengeschart hatten, nicht bis über die Grenzen unsres Vaterlandes, „bis in die freie Schweiz hinein“, jämmerlich zersprengt worden?

Wunderbar genug begann man in der deutschen Presse gerade zu der Zeit dieser erstaunlichen Kraftleistung von dem „schnell alternden Kanzler“ zu reden. „Er wird unsicher“ — „er hat kein Glück mehr“ — „er macht krampfhaft und höchst unglückliche Anstrengungen, sich zu behaupten“ — „dem greisen Löwen fallen die Zähne aus“ — „er wird altersschwach, und sein System wird über ihm zusammenbrechen“ — das waren die liebenswürdigen Äußerungen der deutschen Presse, die wir Deutschen im Auslande Tag für Tag mit schmerzlicher Empfindung lesen mußten. Wäre es nicht umgekehrt bei dem Tode Kaiser Wilhelms an der Zeit gewesen, nachdrücklich auf die augenfällige Kraft hinzuweisen, in der sein getreuer Kanzler ihn überdauerte? Wäre es in diesem Augenblick für die deutsche Presse nicht eine dankbare Aufgabe gewesen, einmal Rückschau zu halten auf die große Reihe von bedeutenden Männern, die die Lebensbahn des gewaltigen Kanzlers gekreuzt haben, die in Freundschaft oder Feindschaft von seinem Geiste gezehrt haben und die lebendige Teile seiner ungeheuern Kraft gewissermaßen mit sich ins Grab nahmen, um daran zu ermessen, ob man das Recht habe, einen solchen Organismus mit mutwilligem Belieben ohne allen zwingenden Anlaß für verbraucht zu erklären? Unter dem Zeichen seines Geistes haben einst gestanden: zwei deutsche Kaiser, ein gewalthätiger Papst, zwei russische Zaren, ein französischer Kaiser, zwei französische Präsidenten, zwei Sultane, sechs amerikanische Präsidenten, je ein König von Hannover, von Sachsen und von Baiern, ein König von Italien, ein König und eine Königin von Spanien, Staatsmänner wie Beust, Antonelli, Hall, Thiers, Gambetta, Favre, Beaconsfield, Skobelev, Gortschakoff, Ignatiev, Schuvaloff, Cavour, Haymerle und Midhat Pascha, Parlamentarier wie Twisten, v. Vincke, Hoyerbeck, Lascher, Löwe und Mallinckrodt, persönliche und theoretische Antipoden wie Arnim und Lassalle, dazu noch die augenblicklich kaltgestellten Gladstone und Andrassy, und um schließlich aus der langen Liste der Mundtoten nur die letzten zu nennen, die Herren Sonnemann und — Geffken! Wer endlich nennt die Namen, die jetzt noch Tag für Tag durch seine Gedanken schwirren und die alljährlich um eine Reihe neuer Gestalten wie Boulanger und Churchill, vermehrt werden!

Aber anstatt aus diesem einfachen Rückblick so viel wenigstens des Vertrauens auf des Kanzlers zähe Lebenskraft zu schöpfen, um bescheiden den Augenblick abwarten zu lernen, wo er selbst ein zunehmendes Ermüden seines Geistes fühlen würde, gab ihm eine vorlaute Preßstimme schulmeisternd zu

verstehen, daß es endlich an der Zeit sei, zu Bett zu gehen. Schmeichelnd und drohend verlangte man seinen Abzug. Mit antikem Ruhm würde er sich beladen, wenn er, ein moderner Cincinnatus, zum Pflug auf seinen Äckern greifen wollte, dagegen das Werk seines Lebens und die Geschicke Deutschlands gefährden, wenn er nicht still und zurückgezogen eine Zukunft ohne Bismarck vorbereiten helfen würde. Dann aber plötzlich spürten sie, als er von neuem wieder frisch und munter wie in jungen Jahren im Parlament seine Klinge schlug, daß die ausgestreuten Gerüchte von einem körperlichen Altern beim Volke nicht verfangen. Und da war es denn Herr Bamberger selbst, der urbi et orbi verkündete, daß der Reckenleib des Kanzlers noch ungeahnte Kräfte berge, und an die müde Sterbestunde noch nicht so bald zu denken sei; „denn,“ so meinte er in der geschmacklosen und unlogischen Bildersprache seiner Väter, „solch gewaltigen Männern scheint die Natur selbst zehn Points vorzugeben.“ (Seit wann, Herr Bamberger, gibt man beim Spiel dem — Starken etwas vor?) Aber nachdem die Freisinnigen einmal selbst gespürt hatten, daß in der deutschen Kanzlereiche noch frische Lebensäfte fließen, legten sie die Art des Todes, die sie vor dem beunruhigten Volke drohend geschwungen hatten, zur Seite und gedachten nun den alten, herrlichen Baum mit seinen Giftdämpfen in den Augen des Volkes abwekend verfallen zu lassen. Großmütig gaben sie ihm noch zehn oder zwanzig Jahre; daran sei ja nichts gelegen, wie lange seine körperliche Hülle sich erhalte, aber — und nun kommen die feinen Giftdämpfe! — sein „System“ sei innerlich schon längst im Absterben begriffen, vom großen kritischen Standpunkt der Weltentwicklung aus betrachtet, sei das Bismarcktum zwar noch ein lebender Körper, aber mit faulenden und absterbenden Gliedern. Wenn es einmal ganz erloschen sein werde, und Platz geschafft werden solle für „die Nachfolge Bismarcks,“ dann werde sich zeigen, daß der tote Körper, um ihn hinwegräumen zu können, viel zu schwer und massig sei; dann werde es sich zeigen, so kalkuliren sie mit unkörperlichen Zukunftsbegriffen, und fürchterlich rächen, daß man ihn über alle menschlichen Maße eigenwillig habe hinauswachsen lassen, und Deutschland werde unter dem lastenden Druck dieses ganz entwicklungswidrig ausgewachsenen Körpers in einen allgemeinen Marasmus niedergedrückt werden.

Woher kommt nun, so fragen wir uns im Auslande ratlos, dieser unerschütterliche Glaube der „Freisinnigen“ an den unabweisharen Eintritt einer bedeutungsschweren, ja verhängnisvollen Krisis nach Bismarcks Tode? woher der hastige Eifer, mit dem sie ihm erst als einen „schnell alternden Greis“ erkannten und dann sein „System,“ seine ganze Art, Politik zu treiben als haltlos und notwendiger Weise in sich selbst zusammensinkend darstellten? woher das wollüstige Behagen, ihn selbst einem Morier und einem Mackenzie zu Liebe verkleinernd herabzusetzen, ihm „Blamagen“ anzudichten und ihn zum frühzeitigen Abschied zu drängen? woher endlich die seltsame Erscheinung, daß

man diese Verkleinerungssucht bereits auch auf seine — Söhne überträgt? Auch des Grafen Herbert Verdienste und aufstrebende Erfolge werden mit unverständlichem Behagen erst ganz bezweifelt, dann mißgestimmt, um die Hälfte „kritisch“ herabgeschmälert. Hätte der herrliche deutsche Mann keine Kinder, so würde gewiß ganz Deutschland bedauern, daß er einsam wieder dahingehen müsse, ohne die Kraft seines markigen Geschlechtes erneuert zu haben; nun aber, wo ihm die Freude geworden, zwei tüchtige Söhne an seiner Seite zu sehen, da kommen die deutschen Philister, die sich in der Politik die „Freisinnigen“ nennen, und ziehen neidversauerte Mienen darüber, daß der Kanzler seine Söhne zu seinen politischen Werkzeugen heranziehe und sie nicht lieber ein ehrfames Handwerk habe lernen lassen! Woher all dieser Haß und Neid? Im Auslande, aus dessen deutschfeindlicher Presse alles, was in Deutschland gegen den Kanzler gesagt und geschrieben wird, mit zehnfach verstärkter Schallwirkung an unser Ohr schlägt, hat vielleicht mancher Landsmann, gleich mir schmerzlich bewegt über die beschämende Undankbarkeit der Deutschen und den Spott der Ausländer, der Lösung dieser trostlosen Frage nachgegrübelt.

Ich erkenne zwei große Quellen, aus dem alle diese pessimistischen und verlegenden Erörterungen fließen.

Die eine entspringt genau dort, wo sich die Wasserscheide zwischen der realistisch-nationalen Lebensanschauung Bismarcks und der theoretisch-universalen Weltanschauung des Liberalismus erhebt. Sie kommt also aus einem philosophischen Urgrund und wird nicht so leicht verschüttet werden können, wie die andere, die sich aus den Tiefen persönlichen Ehrgeizes speist.

In ihrer „universalen“ Weltanschauung sehen die Liberalen nach dem politischen Broschürenevangelium des Herrn Bamberger in der Erscheinung des Fürsten Bismarck lediglich eine übermächtige, aus dem geistigen Zusammenhang des Weltlaufes herausgerissene Einzelgestalt, die gewissermaßen wie ein erraticus Block auf die große Weltstraße der „freiheitlichen Entwicklung“ gerollt ist und ihren natürlichen Ausbau verschließt. Mit Ameisenfleiß suchen sie ein Sandkorn nach dem andren unter ihm fortzutragen, um endlich über ihm hinweg die Straße der „Freiheit“ wieder zu gewinnen. Das Ziel eines internationalen Weltbürgertums im Auge, gilt ihnen Bismarck als ein nationaler Widerstandspunkt, der mit christlichen, royalistischen und schutzöllnerischen Bollwerken über und über verschanzt ist. Sein „zusammenhanglos“ von Fall zu Fall beschließender Realismus erscheint ihrer sentimentalischen Weitherzigkeit, ihrer theoretisirenden Universalität zu spröde, zu brutal, zu „hart und herzlos“, wie Dr. Theodor Barth, der freisinnige Humanitätsapostel, in einer Berliner Wahlrede unsere Bismarck-Zeit einmal wörtlich genannt hat. Kurz, sie sehen etwas kultur- und freiheitshemmendes in ihm, eine rohe Kraftentfaltung, die in ihrem nationalen Egoismus die idealen, ewiggiltigen Menschheitsgedanken, die endlich doch zum Durchbruch kommen müssen, verletzt. Und diese

national-egoistische Brutalität in der politischen Wirksamkeit des Fürsten im Gegensatz zu der menschenfreundlichen Weichherzigkeit des weltbürgerlichen Liberalismus ist es, die auch die Ausländer mit der Hoffnung erfüllt, daß das „System Bismarcks“ trotz seiner ungeheuren Kraftentfaltung dereinst vor den Forderungen eines höheren und edleren Menschheitsprinzips in sich zusammenbrechen müsse. Zumal in den deutschen Grenzländern, im Elsaß, in Nordschleswig, in Polen, wo Bismarcks nationales Schwergewicht unfähiglich schmerzlich empfunden wird, giebt es Hunderte und Tausende, die mit dem Haß gegen den deutschen Kanzler in ihrer tiefsten Brust die Hoffnung vereinigen, daß eines Tages von ihrem angestammten, natürlichen Heimatsgefühl der unnatürliche Nationaldruck Bismarcks werde genommen werden. Ja eines Tages sagte mir ein Finnländer mit thränendem Auge, daß durch Bismarck auch sein Land zu Grund gehe; denn es sei sein verderblicher Geist und seine menschenheitswidrigen Prinzipien, die Rußland dazu angetrieben hätten, in Finnland und in den Ostseeprovinzen ebenso rücksichtslos zu russifizieren, wie Deutschland im Elsaß, in Schleswig und in Polen germanisire. Mit Thränen in den Augen prophezeite er das Untergehen der finnischen Volkstümlichkeit, „aber,“ schloß er mit schwärmerischer Hoffnung, „Gott wird es vielleicht doch nicht zulassen!“

Man sieht, daß der Glaube an den notwendigen Zusammenbruch des „Systems Bismarck“ nicht nur in einer flachen deutsch-freisinnigen Männerbrust wurzelt. Er wird aber aus spekulativen Allgemeingründen auch von litterarischen Persönlichkeiten geteilt. Ich nenne nur Spielhagen und Ibsen, die beide in demselben Irrtum befangen sind. Sie sind beide unglücklich darüber, daß von dem elektrisch-grellen Licht, das von der Realität Bismarcks ausstrahlt, die Poesie aus ihrem phantasie-befruchtenden Dämmerdunkel aufgeschreckt worden ist. Spielhagen fühlt mißvergnügt seine dichterischen Halbgestalten, ich erinnere nur an seine Vassalle-Köpie, in der scharfen Beleuchtung unsrer politischen Krafttage verblichen und verblaffen; ohne die Kraft, in diese Beleuchtung plastisch und lebendig wirkende Gestalten zu rücken, läßt auch er, gleich den liberalen Politikern, kritisch selbsterzeugte Dämpfe und rosigte Weltbeglückungs-Lichteffekte aufsteigen, in dem die Umrisse seiner schwächlichen Helden bequem zerfließen können. Ähnlich Ibsen, der sich mit dem Brimborien-schleier des „Wunderbaren“ umgiebt, das uns alle in der „dritten Periode,“ die da noch kommen soll, „frei machen“ wird, und der in diesem dilettantenhaften Ahnungsgefühl über Bismarck einmal eine geradezu wahnsinnige Äußerung gethan hat. Ich wiederhole sie nicht. Aber auch sie atmet die krankhafte Ungebuld dessen, der nicht abwarten kann, bis der helle, klare Bismarcksche Weltgeschichtstag zur Küste geht und seine gespenster- und schemenhaften „Freiheits“-Gestalten erscheinen können.

Aus derselben weitschweifigen Weltanschauung, aus der der Liberalismus

in nationaler und freiheitlicher Hinsicht seine Zweifel an die Haltbarkeit der Schöpfungen Bismarcks herleitet, stammt auch die unverbrüchliche Zuversicht an die endliche Verrottung seiner Schutzollpolitik. In einer seiner 50-Pfennigsbroschüren sagt der immer geistreichelnde Bamberger nacheinander: „Heißt es nicht einen Anachronismus begehen, wenn man in einer Zeit, wo das Dampfroß die fernsten Länder einander näher rückt, trennende Schutzollwälle errichtet?“

Das tolle Paradoxon ist blendend genug, um von vielen weiter getragen zu werden. Aber diese innere Kausalverknüpfung von rein körperlichen Dingen mit geistigen Prinzipien ist mir stets als ein unverkennbares Merkzeichen dilettantenhaft-spintifirenden Denkens erschienen. Die Dampfmaschine hat mit den Prinzipien des Schutzolls genau so viel zu thun, wie der Hahn einer Wasserleitung mit dem Wogenprall des Ozeans, oder genau so viel, wie das Schiff der Wüste mit den subventionirten Reichspostdampfern des Bremer Lloyd. Ist nicht gerade umgekehrt der durch den Eisenbahnbau erleichterte Austausch der natürlichen Güter ein dringender Grund für die vorsichtige Regulirung der einzelnen Landesbedürfnisse?

Uns Deutschen im Auslande, die wir Tag für Tag die Dinge im Vaterlande mit erhöhter Spannung verfolgen, erscheint es unsäglich, daß man Herrn Bamberger noch nicht gründlich die Luft verdorben hat, aller vier Wochen mit seinem verderblichen „Geist“ zu Stuhle zu kommen, mit sinnverwirrenden Paradoxen, mit ehrenrührigen Beleidigungen der Mittelparteimänner. Es ist schmerzlich für uns und widerlich zugleich zu sehen, wie er in seinen Broschüren und seinen Reichstagsreden mit geilen, zudringlichen Händen an dem keuschen Nackenleib des Kanzlers herumfingert, wie er mit Vergleichen und Bildern, mit französischen und lateinischen Floskeln den parlamentarischen Stil Bismarcks zu kopiren versucht, wie er sich als eine mehr „systematisch-philosophische Natur“ prophezeiend und besser wissend über ihn erhebt und mit welcher frechen Gewaltthätigkeit er sich die mächtige Natur Bismarcks für sein theoretisches Prokrustesbett zurechtzufügen sucht. Wir können es auch nicht verstehen, wie die Kölner Zeitung, die wir wegen ihres frischen, vorwärtstrebenden Nationalsinnes von allen ins Ausland gelangenden deutschen Zeitungen am liebsten zur Hand nehmen, bei jeder Gelegenheit, wo sie mit Herrn Bamberger abzurechnen sucht, seinen „Geist, seine hohe Begabung, seine ehrenhafte Überzeugungstreue“ schmeichlerisch hervorheben kann. Seiner Verdienste um die Goldwährung willen braucht die Kölner Zeitung Herrn Bamberger gewiß nicht zu schonen, wenn es gilt, unerhörte Angriffe auf die besten deutschen Männer abzuwehren und mißvergnügte Anschauungen zu bekämpfen, die alles deutsche Wesen im Auslande zu kompromittiren geeignet sind. Wer nicht mit Herrn Bamberger ist, der ist entweder ein selbstfüchtiger Agrarier, oder ein freikonservativer Landratsstreber, oder ein nationalliberaler-charakterloser Schleppenträger; die Journalisten, die aus eigner Überzeugung für die Regierungspolitik schreiben und vielleicht

nicht den dritten Teil von dem verdienen, was Herr Mosse seinen Mitarbeitern bezahlt, werden bezahlte Subjekte, Reptile, offiziiöse Lumpen genannt. Der deutsche „Mann“ fängt erst bei Herrn Bamberger an. Aber es mag ihm offen gesagt sein, was wir im Auslande, wo man bekanntlich deutsche Dinge doppelt scharf sieht, von seiner „Männlichkeit“ halten. In dem zimperlichen Sträuben, mit dem er alles von sich und seinem „Selbständigkeitsgefühl“ fern hält, was immer auch aus dem schöpferischen Schoße der Regierung aufsteigen mag, in der krankhaften Sucht, sich aller vier Wochen dem deutschen Publikum als ein vir immaculatus vorzustellen, halten wir ihn weniger für einen gesund organisirten deutschen Mann, als vielmehr für eine alte, hysterische Jungfer, die sich um keinen Preis von den schöpferischen Ideen Bismarcks befruchten lassen will.

Und doch bei all seiner theoretischen Konsequenz, wie inkonsequent erscheint seine freihändlerische Weltanschauung, übersetzt in die Praxis! In der Zeit des länderverbindenden Dampffrosches Schutz Zoll-Schranken zu errichten, heißt nichts andres, als einen lächerlichen Anachronismus begehen; der Getreidezoll wird sogar als eine modern-mittelalterliche Foltersteuer, als ein „Blutzoll“ dargestellt und verschrien! Alles ist einem reaktionären Dunkeltum verfallen, was nicht mithilft, die trennenden Schranken niederzureißen, „frei“ soll der Handel und Wandel seine Wege gehen, „frei“ soll die Natur mit ihren Gütern schalten und walten. Das ist modern, das ist frei, das ist groß und aufgeklärt gedacht. Aber eine lebendige Menschenkraft einschränken, dem Reichskanzler die kraftgeschwellten Adern unterbinden, in seinem Haupt die schöpferischen Gedanken, die die „freie Natur“ in ihm wirken läßt, mit Parlamentskäufen zu ersticken, seine rüstige Lebensfreude vorzeitig zu brechen, ihn an Haupt und Gliedern zu knebeln, um ihn abseits in irgend einen Landwinkel zu schleppen, ihn zu einem mundtoten Mann zu machen, während noch so vieles sich in seinem Herzen zur That gestaltet — das alles, Herr Bamberger, ist in Ihren Augen kein widernatürliches Werk, das ist kein Blutsfrevel an dem lebendigen Wirken der Natur? Mit ihren Getreidesäcken darf die große Schöpfung von Rußland, Ungarn und von Indien her frei über Deutschland auf- und niedergehen und unser geduldiges Vaterland bis zum Ersticken mit ihren „natürlichen Gaben“ überschütten; mit den lebendigen Gedanken eines Staatsmannes aber muß bei Zeiten eine „kulturelle“ Beschneidung vorgenommen werden! So vertauscht Herr Bamberger den weitbauschigen Kasten des freisinnigen „Weltphilosophen“ mit der grünen Tacke des Grenzkontrolleurs und stellt ganz nach seiner persönlichen Einsicht geistige Gewerbebescheine auf 10, 12 oder 15 Jahre aus!

Gewiß kann es eines Tages geschehen, daß sich der Fürst zurückziehen wünscht; denn so lange wir die Geschichte dieser Erde kennen, hätte niemand ein besseres Anrecht auf die glückselige Ruhe eines beschaulichen Abends, als

der arbeitsame Kanzler. Ob und in welchem Augenblick aber das Bedürfnis der Ruhe in ihm siegen soll, das kann lediglich Sache der allerintimsten Selbstbeurteilung sein. Wenn es geschehen sollte, so werden wir mit tiefem Anteil empfinden, daß nun auch die gewaltigen Räder seines Feuergeistes ihren weltbewegenden Schwung zu den letzten Umläufen allmählich verlangsamten, dem Kanzler aber, dem verdienstvollsten deutschen Manne seit der Reformation, öffentlich anzuraten, zurückzutreten, ihn wie einen Friedrichsruher Cincinnatus hinter einen Pflug zu stellen, oder ihn sogar, falls er nicht zurücktreten wolle, drohend für eine unausbleibliche Katastrophe post mortem verantwortlich zu machen, das zeugt von einer Gesinnung, von der wir im Auslande nicht wissen, ob sie mehr ihrer Dummheit wegen zu bemitleiden, oder ihrer Gemütsroheit wegen zu verabscheuen ist.

Der Hauptgrund aber, aus dem sie mit einem so radikalen, bei Bismarcks Verdiensten ganz unverständlichen Haß gegen ihn bis zur Beseitigung ankämpfen, das ist und bleibt die Überzeugung, daß der Kanzler eine individuelle Abnormität sei, eine allzu überkräftig geratene Persönlichkeit, im Gegensatz zu der sie sich als die freisinnig verkündeten Apostel ewig gültiger und zu größern Zielen führender Entwicklungsgesetze fühlen. Sie glauben, daß des Kanzlers überlebensgroße Einzelfigur mit ihrer unnatürlichen nationalen Kraftentwicklung für die beglückenden Welttheorien, die sie hegen, verderblich wirken müsse. Aber wie der Kanzler trotz seiner preußisch gearteten Natur nicht verderblich eingewirkt hat auf die nationalen Theorien der 48er Volkseiniger, so wird er nun auch durch sein deutsches Reichsgepräge nicht verderblich einwirken auf die freiheitliche Entwicklung des Weltgüldes.

Ist es nicht mehr als merkwürdig, daß gerade diejenigen, die mit dem Schlüssel einer philosophisch-liberalen Weltanschauung den geistigen Grund und den materiellen Zusammenhang aller irdischen Dinge zu erschließen verstehen, die mit ihrem Liebling Taine psychologische Weltgeschichte treiben, die aus dem Fortschritt der Erfindungen, aus der ingeniiösen Zusammensetzung von Eisen- und Stahlschrauben Rückschlüsse auf den geistigen Gang der Menschheit machen, die verbrecherische Ungeheuerlichkeiten aus darwinistischen Erbängeln zu erklären wissen, kurz — ist es nicht merkwürdig, daß gerade diese Menschen, die das Gras der „Entwicklung“ auf die weitesten Entfernungen hinaus wachsen hören, schlankweg annehmen, daß die Natur die Riesenkräfte, die sie in der Person Bismarcks aufgespeichert hat, leichtsinniger Weise nicht für den allgemeinen Weltfortschritt ökonomisch berechnet habe? Überall, in jeder einzelnen Erscheinung der Kultur verstehen sie mit scharf geistigen Augen den sinnvollen Zweck des rastlos sich fortentwickelnden „freiheitlichen Weltgeistes“ zu erkennen, in Bismarck allein soll dieser Geist mit seinen natürlichen Kräften einen unnützen Seitensprung in die Luft gemacht haben oder gar eine bei der Unsumme der aufgewandten Kraft gänzlich unbegreifliche Rückbewegung! Wer begreift das?

Nun, damit beweisen sie nicht, daß Bismarck thatsächlich eine aus dem Zusammenhang des allgemeinen Fortschritts gerissene oder rückwärts strebende Einzelerrscheinung sei, sie beweisen nur, daß der Gegenstand ihrer Betrachtung zu groß und zu unfaßlich für ihre kleinen Prinzipienfinger ist, als daß sie ihn in den großen Gedanken des Weltfortschritts einordnen könnten.

Und doch ist es nicht schwer zu erkennen, daß auch Bismarck trotz seiner Riesengröße nur ein fortschreitendes Glied in jener Entwicklung ist, die jedes idealgestimmte Gemüt von dem Laufe der irdischen Dinge hofft. Einen solchen Koloß brütet die Natur nicht ohne großen Zweck aus. Er ist mehr als ein Prachtexemplar der preussisch-nationalen Spielart. Auf sein Wesen und Wirken kann man die Worte verändert anwenden, die Goethe seinen Wilhelm Meister über Shakespeare sagen läßt: „Seine Werke sind keine Diplomatenstückchen. Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und mit Gewalt rasch hin und wider blättert.“ Ja, es weht und braust durch ihn der Geist der Ewigkeit. Mag man ihn nennen, wie man will, den Geist Gottes oder den Geist der Geschichte, Name ist Rauch und Schall — eins aber ist sicher, daß eine geniale und in ihrem innersten Wesen ursprüngliche Kraft in ihm wirkt. Eine Kraft, die aus dem tiefsten Grunde alles Daseins entspringt und die, wenn wir Leopold von Ranke's weltumspannenden Geist verstehen, in den großen Männern und durch sie in ihren Völkern persönlich lebendig und dauernd wirksam wird. Das ist überhaupt das Wesen des Genies, daß es eine ursprünglich freie, unbegrenzte Kraft in sich fühlt, die für die Zwecke dieses Lebens zu groß erscheint. Sie kennt keine Schranken und will keinen persönlichen Lohn. Sieht sie sich aber einmal eingespannt in die Lösung einer begrenzten Aufgabe, so erscheint sie in jedem gegebenen Augenblick bis zur Kleinlichkeit eindringlich wirksam, sie wählt unerschrocken die kühnsten Mittel und bricht lieber in den Selen zusammen, als daß sie auch nur einen einzigen Schritt auf dem Wege, den es sie innerlich vorwärts drängt, ungethan ließe. Wenn Bismarck an seinen Freund Motley schreibt, daß er fühle, wie er sich in der Politik immer mehr einlebe, und wie er ernstlich fürchte, daß es ihm auf die Dauer in dem politischen Handwerk gefallen werde, bekennt er da nicht selbst, daß er seine universale, ursprünglich freie und unbegrenzte Kraft eingeschirrt sieht in die Enge eines bestimmten Zweckdaseins? In welch wunderbarer Symbolik erscheint uns nun der junge Politiker, wie er im schwärmerischen Gefühl seiner genialen, gottverliehenen Kraft den Rahn, der ihn zu Metternich bringen soll, frei und ruhig den Rhein hinuntertreiben läßt, vorbei an dem Johannisberg des in selbstlüchtigen Zwecken bestimmten Österreichs! Wie ein poetischer Rückschlag in die unbegrenzten Weiten seiner ewigen Natur erscheinen uns nun die melancholischen Briefe an seine Schwester, wie ein tiefschmerzliches Sehnen nach seiner geistigen Heimat mit ihren freien Stimmungsflügen! Und

dieses Gefühl innerer Größe, Selbständigkeit und Freiheit taucht immer und immer wieder in ihm auf; nie gehört er einer Partei, einem Verein, einer Loge an; das wäre für ihn ebenso lästig, als wenn er enge Manschetten oder enge Halskragen tragen sollte; wo es nur angeht, zieht er sich aus dem Etikettenkreis der Hoffeste zurück, während die Schranzen tanzen, wandert er im weiten Regenrock über die Friedrichsruher Felder oder sitzt daheim breit und behaglich auf dem mächtigen Sofa, aus der geliebten Pfeife genußvolle Rauchwolken ziehend. Er kennt nicht Furcht noch Zagen, weder vor den alten Weibern, die ihn mit Besenstielen totgeschlagen hätten, noch vor den gewandten Redekünstlern der Parlamentarier; er kennt weder Ruhe noch Lohn; nie hat er stillgestanden, um wohlgefällig auf den zurückgelegten Weg zurückzuschauen oder die goldenen Früchte am Wege zu pflücken; er „hat immer bar gelebt,“ d. h. Stück für Stück die Werke seines Lebens mit der Kraft seines Leibes bezahlend. Nie aber auch ist ein Angriff auf ihn unerwidert geblieben; keiner kann sich rühmen, einen Speer auf ihn geworfen zu haben, der nicht wohlgezielt auf ihn zurückgeflogen wäre, unbekümmert um Mühe und Arbeit hat er auch den geringsten seiner Gegner schonungslos verfolgt, wenn er es gewagt hatte, das Werk seines Lebens anzutasten.

(Schluß folgt)



Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha

2



Im vorigen Abschnitte haben wir uns vom Herzog Ernst berichten lassen, wie 1851 in Dresden die Politik der deutschen Höfe in der nationalen Frage Fiasco machte. Im jetzigen und im nächsten mag er uns erzählen, was die Politik der Volksvereine, die er aufbringen half und unter seinen Schutz nahm, sich in dieser Frage vorsetzte und zu leisten versuchte, wobei wir Leuten, die ein Gedächtnis haben, nicht zu sagen brauchen, daß der Erfolg zuletzt auch hier gleich Null war; nur erinnerte der Gang der Dinge hier noch etwas mehr als dort an das Sprichwort: Viel Geschrei und wenig Wolle. Das erste Kapitel des achten Buches beschäftigt sich mit einem litterarisch-politischen Vereine, den der